

André Brie

# Frieden **kriegt** man nicht!



Über Reisen zu Konflikten und Kriegen

André Brie  
Frieden »kriegt« man nicht!

*André Brie* ist Mitglied der Landtagsfraktion der Partei DIE LINKE in Mecklenburg-Vorpommern, von 1999 bis 2009 war er Abgeordneter im Europäischen Parlament und zuvor zehn Jahre lang Wahlkampfleiter der PDS. Er ist Gründungsmitglied der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

André Brie

# **Frieden »kriegt« man nicht!**

Über Reisen zu Konflikten und Kriegen

VSA: Verlag Hamburg

**[www.vsa-verlag.de](http://www.vsa-verlag.de)**

Die Veröffentlichung erfolgt mit Unterstützung  
der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

© VSA: Verlag 2014, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg  
Titelfoto: CSN-Service / photocase.de  
Druck und Buchbindarbeiten: Idee, Satz & Druck Hamburg  
ISBN 978-3-89965-605-3

# Inhalt

Vorwort .....	7
<b>Ein Land bricht auf</b> .....	17
Südafrika, 4. bis 8. Dezember 1991	
<b>Ein Jahr nach dem Krieg</b> .....	23
Kosovo, Juni 2000	
<b>Zur Drogenkontrolle in die Anden</b> .....	26
Bolivien, 17. bis 24. Februar 2001	
<b>Krieg, Wahlen, Kinderschutzagentur</b> .....	37
Kosovo und Rumänien, 16. bis 20. November 2001	
<b>Massaker im Flüchtlingslager?</b> .....	46
Palästina, 22. bis 23. April 2002	
<b>Drei Wochen mit Zorn, Schmerz und Aufbegehren</b> .....	58
Bagdad / Porto Alegre / New York / Bagdad, 15. Januar bis 6. Februar 2003	
<b>Nach dem Krieg ist vor dem Krieg</b> .....	79
Afghanistan, 11. bis 17. Juni 2003	
<b>»Mit seinen Feinden soll man lachen, mit seinen Freunden soll man auch weinen können«</b> .....	96
Afghanistan, 29. Oktober bis 3. November 2003	
<b>»Wenn die Deutschen einen einzigen Tag so leben müssten...«</b> ..	109
Palästina / Israel, 30. Oktober bis 3. November 2004	
<b>Kurdische Hoffnungen im Krieg</b> .....	137
Irak, 28. bis 31. Januar 2005	

<b>Durchs wilde Kurdistan?</b> .....	149
Irak, 6. bis 10. Februar 2006	
<b>Connecting people. Drei Tage ohne Hoffnung</b> .....	164
Palästina / Israel, 9. bis 12. April 2006	
<b>Abdullah, Samira, Asaad – Waffen von der US-Army und die europäische Arroganz</b> .....	180
Irak, 2. bis 9. Januar 2007	
<b>Welches Leben steht dir bevor?</b> .....	203
Afghanistan, 3. bis 8. Dezember 2007	
<b>Amtsghanistan</b> .....	228
Afghanistan, 25. bis 30. April 2008	
<b>In einer besetzten und belagerten Festung: »Verstehe, was du tust, bevor du es tust«</b> .....	240
Irak, 16. bis 19. Januar 2009	

# Vorwort



*Kinder vor einem mager bestückten Laden im Irak*

Seit Anfang der 90er Jahre des inzwischen vergangenen Jahrhunderts hat es mich in Konflikt- und Kriegsgebiete getrieben. Selten waren es zufällige oder durch meine Arbeit bestimmte Reisen. Immer öfter war es mein eigener Wunsch, nicht nur zu lesen und zu hören, Medien oder gar Politikern zu glauben, die von ihrem Schreibtisch aus Einschätzungen verkünden. Ich wollte mir meine eigene Meinung vor Ort bilden können, etwas Persönliches tun und die betroffenen Menschen treffen.

Immer öfter hielt ich meine Eindrücke und Erfahrungen, oft fast wie in einem Protokoll, in meinen Notizbüchern fest, gelegentlich stellte ich einen Bericht auf meine Homepage. Nach Damaskus bin ich ein einziges Mal gekommen, und nur auf den Flugplatz, als ich mich in das bereits kriegsbedrohte und anders kaum noch erreichbare Bagdad durchschlagen wollte. Doch die sich seit zwei Jahren dramatisch zuspitzende Situation in Syrien und eben in Damaskus, das seit fast vier Jahrtausenden in so vielen untergegangenen und bestehenden Kulturen eine besondere Geschichte hat, ließ mich endlich meinen Plan verwirklichen, die Tagebücher zu veröffentlichen.



Als ich sie wieder las, erschrak ich nicht selten, wie furchtbar aktuell sie geblieben sind – furchtbar aktuell für die Situation der Menschen in diesen Kriegsgebieten. Entsetzen, Empörung und Ratlosigkeit von vielen anderen Menschen teile ich angesichts der Zehntausenden Toten in Syrien, Millionen Geflüchteten, der Verwendung von chemischen Waffen, der verworrenen Aufgebote und Fronten von Regierungstruppen, radikalen Islamisten, Kurden, Christen und der Gefahr, dass Syrien zum Flächenbrand in der Türkei, im Libanon, Irak, Iran oder Israel wird.

Dass der Friedensnobelpreisträger Barack Obama, auf den ich einst – mit einiger Skepsis – große Erwartungen gesetzt habe, sich nun als Dynamitnobelpreisträger betätigt und von so vielen westlichen Regierungen assistiert wird, ist alles andere als überraschend. Allenfalls, dass er vom russischen Präsidenten, der ebenfalls kein Pazifist ist, gebremst werden muss. Nicht erst im chemisch angegriffenen irakisch-kurdischen Halabja musste ich daran denken, wie peinlich und bedrückend die Delegationen der DDR (deren wissenschaftlicher Berater ich 1985 und 1986 war), der Bundesrepublik, der Sowjetunion, der USA und selbst Schwedens schwiegen, als der iranische Botschafter die Beweise über den irakischen C-Waffen-Einsatz gegen sein Land in der Genfer Abrüstungskonferenz vortrug. Die USA unterstützten den irakischen Angriff auf das ihnen verhasste Mullah-Regime im Iran ohnehin mit Satellitenaufnahmen, und die DDR reparierte und erneuerte die MiG-Kampfflugzeuge gleich beider Seiten in der Dresdner Flugzeugwerft, in deren Jugend-Fußballmannschaft ich ein Jahr trainiert und gespielt hatte.

Geld stinkt nicht. Devisen schon gar nicht. Es wird sich auch sicherlich niemand wundern, dass mit Zustimmung aller Bundesregierungen Chemikalien an Syrien geliefert wurden, die für die Produktion von Sarin notwendig sind. Die Bundesregierung behauptete am 17. September 2013: »Diese Genehmigungen wurden nach sorgfältiger Prüfung aller eventuellen Risiken, einschließlich von Missbrauchs- und Umleitungsgefahren im Hinblick auf mögliche Verwendungen im Zusammenhang mit Chemiewaffen, erteilt.« Die Profite, die damit gemacht wurden, stinken und vergiften allerdings tödlich.

Wo es um Interessen ging, spielten für Ost und West Recht und vor allem Moral keine Rolle. Wenn Saudi-Arabien oder Katar eines Tages die Kampfpanzer »Leopard« und die Panzerhaubitzen der deutschen Waffenschmiede Krauss-Maffei gegen die eigene Bevölkerung oder Nachbarstaaten einsetzen werden, kann man eine ähnliche Antwort der Bundesregie-

rung erwarten: Man sei davon ausgegangen, dass die Kanonen nicht zum Schießen eingesetzt werden.

Als ich kurz nach dem US-amerikanischen Einmarsch in Afghanistan die Zerstörungen des blutigen Bürgerkriegs aus den 1990er Jahren sah (aus denen die Herrschaft der Taliban hervorging) und mir ein wenig vorstellen konnte, wie damals Hunderttausende Afghaninnen und Afghanen umgebracht und verstümmelt wurden, oder ihre Eltern verloren, schämte ich mich, dass ich selbst wie die ganze sonstige Welt damals kein Wort des Entsetzens und Protestes verlor. Die kommunistische Linke hatte nach der Niederlage und dem Rückzug der Roten Armee jedes Interesse an Afghanistan ebenso verloren wie der Westen, der mit saudischer und pakistanischer Unterstützung die Mujaheddin und ursprünglich auch die Taliban gegen die Sowjetarmee ausgerüstet, ausgebildet und finanziert hatte. Dass das afghanische Volk dafür furchtbar bezahlen musste, scheint sie nicht bewegt zu haben.

Dass der Preis, den der Westen am 11. September 2011 bezahlen musste und bis heute bezahlt, eine solche Quelle hat, hat dieser niemals begriffen und nie öffentlich diskutiert. Er ist auch nicht fähig und bereit zu lernen und zu begreifen.

2014 sollen die internationalen Streitkräfte aus Afghanistan angeblich endlich abgezogen werden. Die USA bereiten jedoch bereits vor, sich Militärstützpunkte zu sichern. Als ich während meiner ersten Reise nach Afghanistan vom Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte Generalleutnant Vines empfangen wurde, zeigte er mir eine als vertraulich gekennzeichnete Power-Point-Präsentation. In ihr hieß es unter anderem, es sei Ziel der USA, dass Afghanistan die »langfristigen Sicherheitsbeziehungen mit den USA aufrechterhält und das Recht der USA anerkennt, nach Afghanistan zurückzukommen, wenn diese Ziele gefährdet sind«. Im April 2014 sollen die nächsten afghanischen Präsidentschaftswahlen stattfinden. Wer sich ansieht, wer dort kandidiert, bekommt einen Eindruck davon, dass der Einmarsch der USA und ihrer Verbündeten nichts wirklich geändert hat für das afghanische Volk.

Zu den zentralen Figuren des heutigen Afghanistan und der Wahlen 2014 gehört Abdul Rashid Dostum, den ich mehrfach getroffen habe. Er hat mit anderen Warlords und unter den Augen von US-amerikanischen Beratern während des Vormarsches auf Kabul Hunderte Kriegsgefangene ersticken lassen. Der irische Filmemacher Jamie Doran dokumentierte den Mord, für den es viele Augenzeugen gibt. Mit Dostum, Mohamad Khan, Atta Mo-

hammad Noor sitzen Warlords und Verbündete der westlichen Intervention immer noch an den Schalthebeln der Macht.

40 Jahre Krieg litt das afghanische Volk für die Interessen ausländischer Mächte. Der afghanische Schriftsteller Khaled Hosseini, dessen Romane »Drachenhäuter« und »Tausend strahlende Sonnen« mich bei meinen Reisen nach Afghanistan beschäftigten, schrieb in seinem jüngsten Buch »Traumsammler«: »Erst während der 90er brachen die Kämpfe innerhalb der Stadtgrenzen aus, und Kabul fiel Männern in die Hände, die aussahen, als wären sie schon mit einer Kalaschnikow zur Welt gekommen, allesamt Vandalen, Räuber und Waffennarren mit großspurigen Titeln, die sie sich selbst verliehen hatten.«

Weit mehr als ein Jahrzehnt nach dem US-amerikanischen Einmarsch und westlicher Afghanistanpolitik sind die Bedrohungen für die Afghaninnen und Afghanen nicht abgewendet. Es ist bis heute so, wie es Hosseini für die 1990er Jahre geschrieben hatte: »Mit einem Wort: Es war Krieg. Oder besser gesagt: Kriege. Nicht nur einer, nicht nur zwei, sondern viele Kriege, kleine und große, gerechte und ungerechtfertigte kamen über unser Land. Kriege mit wechselnder Besetzung angeblicher Helden und Schurken, und mit jedem neuen Held wuchs die nostalgische Sehnsucht nach dem jeweils alten Schurken.« Nicht einmal die Besetzung der Rollen in Afghanistan hat sich verändert.

Dass beständig etwa 70% der Befragten in Deutschland den westlichen Interventionskrieg in Afghanistan und die deutsche Beteiligung ablehnen, macht mich froh, aber abgesehen davon, dass diese Kritik ausgesprochen passiv blieb, habe ich keine Illusion. Diese Einwände speisen sich bei einem Teil der Menschen auch aus Gleichgültigkeit, Unkenntnis oder rassistischem Dünkel. Hosseinis Buch vermochte nicht nur das kriegerische Elend nahezubringen, sondern auch, welche wunderbare Kultur in diesen Völkern entstanden ist, lebt und geschützt werden muss. In ihnen existiert tatsächlich die Möglichkeit ziviler und freundlicher Perspektiven und ein Reichtum für uns alle, ohne den auch die westlichen Kulturen viel ärmer wären. Die Jahrtausende alte hebräische Begrüßungsformel der Jüdinnen und Juden »Schalom!« – »Frieden!« – wurde nicht zufällig in den islamischen und arabischen Gruß »Salam aleikum!« – »Friede sei mit euch!« – mit dem gleichen Gehalt aufgenommen. Die Träume, die Hosseini die afghanischen Geschwister Baba und Pari schon vor Jahrzehnten spielen ließ, und die sie nie aufgaben, sind der beständige Wunsch nach Menschlichkeit miteinander und unter allen Menschen.

Realität sind sie längst nicht. Noch immer müssen westliche Streitkräfte, darunter die Bundeswehr, im Kosovo und in Afghanistan bleiben, ohne dass auch nur ein Ende absehbar geworden ist. Und der Abzug der angeblich siegreichen US-Armee aus dem Irak hat alles andere als Frieden und Stabilität im Land und in der ganzen Region gebracht, ganz zu schweigen von Demokratie, Freiheit und sozialer Entwicklung. Die Afghaninnen und Afghanen erleben inzwischen ihr fünftes Jahrzehnt im Krieg. Was in Mali passieren wird, ist völlig offen, wie in Libyen oder in den vom Westen gefeierten tunesischen und ägyptischen »Revolutionen«. Libyen, wo der Westen ebenfalls militärisch eingriff, gilt heute als ein Land auf dem Weg zum gescheiterten Staat. Gaddafi zu stürzen, gelang den USA, Großbritannien und Frankreich, nach dem sie ihn jahrelang hofiert hatten, aber mit Gaddafi, dem niemand nachtrauern muss, stürzten sie auch das Land in bedrohliche Aussichten.

In allen Kriegen, die ich in den letzten zwei Jahrzehnten zur Kenntnis nehmen musste, gab es sehr schwierige und bedeutsame Unterschiede, aber auch sehr einfache Gemeinsamkeiten – auf dem Balkan, im Nahen Osten, in Afghanistan und im Irak: Niemals ging es den USA und dem ganzen Westen um Frieden, Menschenrechte und Demokratie. Es konnte nicht einmal darum gehen, denn die betroffenen Länder benötigen umfassende kulturelle, soziale, gesellschaftliche und internationale Bedingungen, langwierige und dauerhafte Veränderungen, aber nicht Krieg und die von ihm unweigerlich bewirkte moralische Verwahrlosung. Niemals war der Westen fähig einzusehen, dass er mit Krieg seine behaupteten Ziele nicht erreichen kann. Niemals war der Westen bereit, auf die Lügen gegen die eigene Bevölkerung und gegen die Welt zu verzichten. Er verklärte die wirklichen Kriegsziele. Niemals war er geneigt, andere Kulturen, Geschichte, Bevölkerungen und deren soziale Bedingungen ernst zu nehmen und zu achten, auch wenn er sich damit die eigenen Feinde schuf. Niemals scheute der Westen jene profitabel aufzurüsten, die sich gegen andere Staaten oder gegen die eigene Bevölkerung wenden würden, auch wenn sie sich dann folgerichtig auch gegen den Westen selbst wandten. Niemals gab es eine wirkliche Strategie, die die Ursachen der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Konflikte beseitigen oder zumindest eindämmen hätte können. Es gab keine Strategie, die zu Stabilität, Frieden und eigenständiger, nachhaltiger Entwicklung hätte führen und wirklichkeitsnah die Folgen der militärischen Angriffe, Interventionen und Okkupationen hätte offenlegen können. Diese Haltung erinnert mich an den arroganten und tö-

richten Triumph des römischen Konsuls Plinius des Jüngeren vor mehr als 2000 Jahren: »Welch ein Glück für alle Provinzen, dass sie in unsere Obhut, unseren Machtbereich gekommen sind.«

Ich behauptete nicht, dass es einigen herrschenden Politikerinnen und Politikern in dem einen oder anderen Fall nicht tatsächlich um die Beendigung von militärischen Auseinandersetzungen und um elementare Menschenrechte geht. Doch ich habe auf meinen Reisen kennengelernt, dass die USA und ihre Partner mit Krieg alles erreichen, nur nicht Frieden, Sicherheit, Demokratie und Menschenrechte. Meine Mutter war wesentlich klüger und verantwortungsvoller als die heutigen Politiker. Als sehr junge Frau hatte sie den Bombenangriff und Feuersturm am 13. Februar 1945 in Dresden erlebt. Daraus hat sie unendlich viel gelernt. Als Germanistin wusste sie zudem, woher Worte kommen. Uns Kindern brachte sie eindringlich bei, sorgfältig zu sein. Wenn wir darum baten, noch Kartoffeln oder ein Stück Schokolade zu kriegen, forderte sie uns auf, »bekommen« oder »erhalten« zu sagen. Die Herkunft und Bedeutung des Wortes »kriegen« wusste sie zu genau. Dass man Freiheit und Menschenrechte nicht (herbei)kriegen kann, hätte man meiner Mutter nie sagen müssen. Unser Vater hatte anderes erlebt. Nach dem Einmarsch der Nazis flohen seine jüdischen Eltern, seine Schwester und er aus dem Prager Exil über Polen nach London. Der militärische Sieg der Alliierten über das faschistische Deutschland und seine Verbündeten war für ihn auch persönlich ein Sieg. Doch seine Haltung zu Kriegen und seine Bedrohungen war die gleiche wie die unserer Mutter. So erzogen sie uns. Ein leidenschaftliches Mitgefühl und die Solidarität mit dem vietnamesischen Volk, als die USA einen barbarischen Krieg gegen es führte, gehörten dazu.

Anfang 1992 begleitete ich Gregor Gysi bei einem Besuch in Israel. Wenige Tage zuvor waren von Saddam Hussein irakische Raketen auf das Land abgeschossen worden. Zum ersten Mal war auch ich einem möglichen Krieg nahe gekommen. Hätte ich bereits Reisetagebücher geschrieben, wäre die Rede davon gewesen, wie verwundbar das schmale Israel sein kann, aber auch von der Unterdrückung und Demütigung der Palästinenserinnen und Palästinenser. Später wurde ich vorsichtiger mit der Behauptung, ich selbst hätte »erlebt«, was in Kriegen, Kriegsgebieten und Unterdrückungen geschieht. Als kurzzeitiger Besucher kann man zuhören und vielleicht nachvollziehen, aber nicht wirklich erleben, was die Menschen tatsächlich erdulden und fühlen müssen. Anders als während des US-Krieges gegen Vietnam, musste ich aber auch begreifen, und in die-

sem Fall sage ich doch: erleben, dass es in den Kriegen und Konflikten der vergangenen mehr als zwei Jahrzehnte auch keinen Gegner gab, mit dem man sympathisieren konnte: nicht Saddam Hussein, nicht Milošević, nicht die afghanischen Taliban oder der heutige Präsident Karzai, nicht Gaddafi, weder das syrische Regime unter Assad noch seine militärischen Konkurrenten. Es machte und macht den Widerstand nicht einfacher, aber nicht weniger erforderlich. Es verlangt aber mehr Genauigkeit, Nachdenklichkeit und ganz andere Kreativität.

Manchmal schüttelten Freundinnen und Freunde, Kolleginnen und Kollegen, meine Familie und die Nachbarn den Kopf über mich, wenn ich in Länder fuhr, die von Angriffen und ausländischen, meist westlichen Truppen heimgesucht wurden. Vielleicht war es der Einfluss meiner Eltern, dass ich selbst wenige Tage vor dem US-amerikanischen und britischen Angriff auf den Irak mich veranlasst fühlte, unbedingt in dieses Land zu reisen, um irgendetwas gegen den schon vorbereiteten Krieg zu tun. Aus der Literatur und aus dieser Erfahrung weiß ich, dass Kriege sich praktisch nur lange vorher und durch einen fortwährenden Massenwiderstand verhindern lassen. Und eines habe ich eben überall begreifen *müssen*, in Israel und Palästina, in Serbien, im Kosovo, in Bosnien-Herzegowina, im Irak und in Afghanistan: Frieden kann man, wie es meine Mutter verstand, tatsächlich nicht kriegen, sondern nur erhalten, entwickeln und letztlich verteidigen und bewahren – durch den eigenen, innergesellschaftlichen zivilisatorischen, kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen, menschenrechtlichen, freiheitlichen und demokratischen Prozess. Er kann von außen und durch die internationale Gemeinschaft unterstützt werden, muss es durch wahrlich radikale Veränderungen der internationalen Politik und Wirtschaft sogar, aber exportieren lässt er sich nicht, schon gar nicht durch Interventionen, Kriege, Bomben, Raketen und Panzer. Töricht, arrogant und gefährlich erlebe ich, und diesmal verwende ich das Wort sehr bewusst, die Politikerinnen und Politiker sowie die Medien in den westlichen Gesellschaften, wenn sie bei den notwendigen Veränderungen und Umwälzungen in Tunesien, Libyen, Ägypten, Afghanistan, im Irak oder aktuell in Syrien von Freiheit, Demokratie oder arabischem Frühling schwadronieren. Der wird kommen! Doch zunächst ginge es um andere Dinge. Um soziale und Zukunftschancen für die Menschen, Gerechtigkeit, ein Minimum an Sicherheit, Beteiligung oder gesellschaftliche Stabilität. Seit nach dem Ende des Ostblocks und der Sowjetunion noch eine Friedensdividende erhofft und versprochen wurde, haben sich nur die Kriege vergrößert. Und ob es Bush Senior

oder Junior, Obama, Blair, Schröder oder, besonders verlogen, Joschka Fischer waren: Sie begründeten die Kriege mit verlogenen Argumenten, es ginge um Freiheit, Demokratie, Menschenrechte, die Verhinderung eines neuen Holocaust (so Fischer bei der Aggression gegen Jugoslawien 1999) oder die »Verteidigung Deutschlands am Hindukusch« (Peter Struck). Aus Jahrtausenden Kriegsgeschichte haben die herrschenden Politiker nicht lernen können oder wollen: Bevor der erste Gegner erschlagen, erschossen, bombardiert, getötet wird, wurde und wird im Krieg die Wahrheit erschlagen. Vielleicht, ist sie ohnehin bereits zu einer Gegnerin geworden, gegen die Kriege geführt werden sollen. Schließlich aber zeigt sich, dass die Kriege auch im Irak, in Afghanistan, in Libyen, Mali oder Syrien geführt werden, um zu *kriegen*: Erdöl, Absatzmärkte, und sei es nur für westliche Waffen, imperiale Vorherrschaft und Macht.

Auf meinen Reisen habe ich aber bewunderungswürdige, wundervolle Menschen getroffen. Ein halbes Jahr nach meinem ersten Besuch in Südafrika traf ich Mitte 1992 gemeinsam mit Gregor Gysi Nelson Mandela. Das Gefühl, das mich während des Gesprächs in seinem Büro ergriff, begleitet mich bis heute. Während er sprach und zuhörte, hätte ich gläubig werden können, so groß und fühlbar war die Aura, die von ihm spürbar ausging. Zu den Menschen, die ich bewundern lernte, gehörte in Südafrika auch Walter Sisulu vom ANC. Hingerissen war ich zudem vom Weißen Joe Slovo, der als junger Mensch dem Antisemitismus in Europa entkommen war, später eine zentrale Rolle im ANC spielte und lange die Kommunistische Partei geleitet hatte. Da war Chris Hani, der langjährige Führer des bewaffneten Arms des ANC (Umkhonto we Sizwe), und ich erlebte 1991, wie er zum neuen Generalsekretär der Südafrikanischen Kommunistischen Partei gewählt wurde. Ihn brachte ein rassistischer Einwanderer 1993 kurz vor dem Ende der Apartheid um.

Der Mord brachte Südafrika an den Rand eines Bürgerkrieges. Es war wohl nur Nelson Mandela, der ihn mit einer Fernsehansprache verhinderte: »Heute wende ich mich an jeden einzelnen Südafrikaner, egal ob schwarz oder weiß... Es war ein Einwanderer, der voller Hass und Vorurteile in unser Land gekommen ist, der Chris Hani ermordet hat. Es war eine weiße Südafrikanerin, Hanis Nachbarin, die mit ihrem Hinweis an die Polizei die Ergreifung des Täters ermöglichte.« Welch großartige und im ganzen Land geachtete Menschen Mitglieder der Südafrikanischen Kommunistischen Partei waren und sind, wurde mir durch Jeremy Cronin klar, auch er ein Weißer, der als Theoretiker der Partei galt und wie viele andere für seinen

Kampf gegen den Rassismus in das Gefängnis geworfen worden war. Seine Geduld, Nachdenklichkeit und seine kritischen Positionen haben mich fasziniert. Dass er heute stellvertretender Minister für öffentliche Beschäftigung in Südafrika ist, macht mich glücklich und trotz aller Probleme des Landes zuversichtlich.

Beeindruckt haben mich auch Hans von Sponeck, der frühere Leiter des humanitären UN-Programms im Irak, der sich überzeugend und mit großem politischem Mut mit der vom UN-Sicherheitsrat durchgesetzten Blockade gegen die Bevölkerung des Landes auseinandersetzte, und die österreichische Krebsspezialistin Eva-Maria Hobiger, die gegen allen Widerstand und trotz größter Probleme im südirakischen Basra ein Blutzentrum für Krebspatienten aufbaute. Tränen hatte ich in den Augen und schämte mich nicht, öffentlich zu weinen, als ich jene traf und ihre Geschichten hörte, die zu den israelischen Refusniks (Wehrdienstverweigerer) gehörten und die zusammen mit palästinensischen Kämpfern Widerstand gegen Hass, Rassismus und Gewalt leisten. Ebenso ging es mir bei jenen israelischen und palästinensischen Eltern, die zu The Parents Circle – the Families Forum gehören, Menschen, die Kinder durch den Terrorismus der jeweils anderen Seite verloren, und dennoch zusammengefunden hatten und gemeinsam für Frieden und Aussöhnung stritten.

Ich kann nicht Abduollah Aljubori vergessen, der mir im Irak so viel geholfen hat. Nach dem US-Einmarsch war er kurze Zeit Gouverneur der Provinz Diyala und hielt trotz vieler Attentate auf ihn an der Zusammenarbeit von Sunniten, Schiiten, Arabern und Kurden fest. Da ist schließlich die irakische Journalistin Samara, die ich verehren lernte, von deren Erlebnissen ich berichtete und dennoch viel zu wenig weiß. Auch in Afghanistan traf ich mutige und entschlossene Frauen und Männer. Wer diese Menschen getroffen hat, ihnen zuhören durfte, sie erlebt hat, der nimmt unendliche Zuversicht mit und wird sie nicht aufgeben.

Die Anlässe meiner Reisen waren unterschiedlich, doch einen Grund hatten sie immer: mit eigenen Erfahrungen, Kenntnissen und Kontakten zur Aufklärung gegen die Militäraktionen und für die Solidarität mit den betroffenen Menschen beizutragen. Es war sicherlich nicht genügend. Als ich bei der EU-Kommission scheiterte, mehr medizinische und psychologische Unterstützung für das immer noch unter dem Giftgasangriff leidende Halabja im Irak zu erreichen, war ich nicht nur empört, auch niedergeschlagen und mutlos. Gespräche, Treffen und Erlebnisse, bei denen man nur weinen konnte und manchmal nicht durfte, waren nicht selten.



Es ist mehr als zwei Jahrhunderte her, dass Immanuel Kant seinen »Ewigen Frieden« schrieb und konzipierte. Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts liegen wir noch immer weit hinter diesem Philosophen und den Hoffnungen von Millionen Menschen aus so vielen Generationen zurück. Viel schlimmer aber sind die Folgen, es sind die Hunderttausenden Tote, die keine Chance erhielten, verstümmelte Menschen, zerstörte Familien, Kinder, die allein blieben, Elend, Armut und Hunger in einem Maß, das ich nicht beschreiben kann, zerbombte Städte und Dörfer, wegradierte Wälder, sehnsüchtige Wünsche nach einer Sicherheit, die es nicht gibt, existenzielle Angst und existenzfeindlicher Hass.

Und doch waren es nicht allein jene wundervollen Menschen, die eine Alternative haben und leben, weshalb ich letzten Endes meine Hoffnung behielt. In den schlimmsten Zeiten und Orten habe ich erlebt, wie die Menschen ihren Alltag fortsetzen konnten, arbeiteten, einkauften, spazieren gingen, Musik hörten, sich unterhielten, sich an der Hand nahmen, ihre Kleinkinder liebevoll und zärtlich trugen. Wenn ich davon erzählte, bezweifelten zu Hause Zuhörerinnen und Zuhörer meine Schilderung. Aber zu den Einsichten gehört auch, dass Menschen nicht nur mit Ängsten und Furcht leben können.

Im September 2013 bereitete ich meine Reisenotizen zur Publikation vor. Der lange und warme Sommer ging rasch zu Ende, fast plötzlich wurde es kühl, nass und stürmisch. An den arabischen »Frühling« oder Sommer habe ich nicht geglaubt. Und wie könnte es ihn geben, wenn die Palästinenserinnen und Palästinenser ihn – gemeinsam mit den Israelis – nicht endlich erfahren? Es ist die Zuspitzung in Syrien, die mich nun veranlasste, einen Teil meiner Tagebücher zusammenzustellen. Zu ihnen gehören auch Protokolle aus vielen Gesprächen mit Politikern, Beamten und Experten. Sie sind selten spannend, doch wer einen Eindruck davon bekommen möchte, wie sie die Kriege und Konflikte einschätzten, und wie tragisch aktuell Vieles geblieben ist, wird auch daraus Erkenntnisse ziehen können.

Meine Notizen waren ursprünglich nicht als Buchveröffentlichung gedacht, sondern als Erinnerungen, mitunter auch Protokolle für Artikel, Analysen und Berichte. Vermutlich wäre es den Leserinnen und Lesern leichter gefallen, ihnen zu folgen, wenn ich sie in eine einheitliche Form gebracht hätte. Doch ich wollte die Authentizität weitgehend bewahren. Dafür bitte ich um Verständnis und danke dem Verlag, dass er dies akzeptiert hat.